

Interkulturelle Kommunikation, vierdimensional betrachtet

Georg Auernheimer

1. Einleitung

Gehen wir zuerst einmal von einer Situation aus, wie man sie typischerweise in der Literatur über interkulturelle Kommunikation findet, und schauen wir uns zum Beispiel die Verstörung an, die durch kulturell unterschiedliche Begrüßungsrituale entstehen kann! Was passiert etwa, wenn jemand in einem kulturellen Umfeld, wo man sich zur Begrüßung die Hand zu geben pflegt, die Hand nicht zum Gruß hinstreckt? Er oder sie enttäuscht die Erwartung des Kommunikationspartners und vermittelt diesem unter Umständen das Gefühl der Missachtung oder Distanz. Das heißt, es kommt zu einer Störung auf der "Beziehungsebene", die man seit Watzlawick von der "Inhaltsebene" unterscheidet. Beim "enttäuschen" Kommunikationspartner bildet sich zugleich aufgrund der divergenten Erwartungen eine Vorstellung vom anderen, etwa als unhöflichem Menschen. Es sei denn, er vermutet bereits eine Differenz der Kulturmuster dahinter.

Meine erste These ist: Kommunikationsstörungen entstehen durch divergente Erwartungen, die zu Erwartungsenttäuschungen führen. Meine zweite These ist: Die entscheidende Störungsquelle liegt, wenn man sich die Beispiele in der einschlägigen Literatur ansieht, nicht auf der "Inhaltsebene", sondern auf der "Beziehungsebene". Probleme der Sachklärung entstehen in der Regel nur dann, wenn das sprachliche Repertoire eines Kommunikationspartners oder beider dafür unzureichend ist. (Ich unterstelle hier in meinen Formulierungen der Einfachheit halber immer eine Zweierkonstellation.)

2. Der Beitrag der Kommunikationspsychologie

Aufschlussreich für die Analyse interkultureller Kommunikationssituationen sind daher die von der Kommunikationspsychologie -wenn auch nicht für diesen Zweck - entwickelten Modelle. Ich greife dabei auf das von Schulz von Thun im Anschluss an Watzlawicks Zwei-Ebenen-Modell entwickelte Analyseschema, das sogenannte "Nachrichtenquadrat" zurück (Schulz von Thun 1981). Er unterscheidet neben der "Inhaltsebene", bei ihm "Sachseite" genannt, und der "Beziehungsseite" noch zwei Seiten, auf denen Botschaften vermittelt und empfangen werden, und zwar mit jeder Nachricht, so seine Annahme, nämlich die "Selbstkundgabe" und die "Appellseite". Der Beziehungsseite sind die Komponenten einer Äußerung zugeordnet, mit denen ich mitteile, was ich vom anderen halte, wie ich die Beziehung definiere. Auf der Appellseite wird mitgeteilt, was ich erwarte, wozu ich den anderen veranlassen möchte. Einleuchtend ist, dass wir mit jeder Äußerung, ja mit unserem ganzen Verhalten - absichtlich oder nicht - auch etwas von uns offenbaren - die sog. Selbstkundgabe -, wobei man sogleich hinzufügen muss, dass dies von jemandem, der mit uns nicht die gleichen Kulturmuster teilt, ganz anders verstanden werden kann. Ein abweichendes Begrüßungsritual kann eben als Unhöflichkeit gedeutet werden, das Danke auf ein Kompliment - von Japanern und Chinesen etwa - als Mangel an Bescheidenheit, ja Arroganz (Günthner 1989, Knapp 2002). Auch auf der Appellseite ließen sich rasch Beispiele für kulturell bedingte Missverständnisse finden. So werden uns fremde Begrüßungsformeln

wie "How are you" oder (türkisch) "Nasilsiniz" leicht als Aufforderung oder Angebot missdeutet, etwas über seine Befindlichkeit zu erzählen (Kotthoff 1989). Unverbindlich gemeinte Routineformeln wie "Komm mal vorbei!" können als Einladung missverstanden werden (Günthner 1989, Knapp 2002).

Für die Aufklärung von Störungen der interkulturellen Kommunikation können wir meines Erachtens auch die kommunikationspsychologische Kategorie der "inkongruenten Nachricht" und den Hinweis auf "einseitige Empfangsgewohnheiten" (Schulz von Thun 1992) nutzen. Die Annahme, dass jede Nachricht viele Botschaften enthält, legt nahe, dass es zu einem Durcheinander kommen kann. Die Inkongruenz oder Widersprüchlichkeit einer "Nachricht", nach Schulz von Thun meist bedingt durch Unschlüssigkeit, innere Konflikte beim "Sender", kann in einer interkulturellen Situation auch dadurch entstehen, dass mit einer verbalen Äußerung die nonverbalen Mitteilungen nicht im Einklang stehen, weil sie einem in der fremden Kultur unpassenden Muster folgen. Zum Beispiel kann die Art, in der deutsche Pädagogen Lob oder Tadel auszudrücken pflegen, zu Irritationen führen, wenn man dies im anderen Milieu mit mehr Emotionalität, Anzeichen von Anerkennung, Zorn, Ärger, mitzuteilen pflegt.

Wenn wir davon ausgehen, dass das Verständigungsproblem in interkulturellen Beziehungen weniger auf der Sachseite zu suchen ist, so kommt verschärfend etwas hinzu: Auf der Beziehungs-, Selbstkundegabe- und Appellseite wird fast ausschließlich nonverbal kommuniziert. Die Botschaften werden hier über Mimik, Gestik, räumliche bzw. körperliche Nähe und Distanz und auch über sprachliche Intonation, also paralinguistische Äußerungen, ausgetauscht. Gerade die Kulturspezifika dieser Codes ist aber den Beteiligten in der Regel am wenigsten bewusst.

3. Die Mehrdimensionalität der Problematik

Die kommunikationspsychologischen Überlegungen lassen uns auch die Fixierung auf differente Kulturmuster als eine Beschränkung erkennen. Suchen wir nach Faktoren, die die Erwartungen der Teilnehmer in der interkulturellen Kommunikation bestimmen (können), so sind unter kommunikationspsychologischer Perspektive noch weitere Dimensionen zu berücksichtigen. Insgesamt unterscheide ich vier:

1. Machtasymmetrien
2. Kollektiverfahrungen
3. Fremdbilder
4. die Differenz der Kulturmuster

Selbstverständlich sind diese vier Dimensionen nur analytisch zu trennen und zumindest zum Teil voneinander abhängig und ineinander verschränkt. Die Kollektiverfahrungen hängen eng mit Machtasymmetrien zusammen. Wir brauchen nur an die Diskriminierungserfahrungen von "Ausländern" zu denken. Die Fremdbilder sind teilweise durch die jeweiligen Kollektiverfahrungen bedingt, aber zugleich diskursiv hergestellt und damit ein Element von Kultur.

Ich möchte das Ineinanderspielen der vier Dimensionen an einem Fallbeispiel veranschaulichen¹: Eine Polizeistreife hält nach einer Geschwindigkeitsmessung ein Auto mit mehreren Jugendlichen türkischer Herkunft an. Nachdem der Fahrer ausgestiegen ist, steigen auch die anderen aus und bilden einen Ring um die zwei Beamten. Nur mit Mühe können diese deutlich machen, dass sie nicht ‚eingekesselt‘ werden möchten. Sie fordern die

Jugendlichen auf, Abstand zu halten, was diese veranlasst, das ganze Vorgehen mit ihrer Gruppenzugehörigkeit als Türken zu erklären. "Ihr habt uns nur angehalten, weil..." Die Beamten werden provoziert. Als die verbalen Attacken immer aggressiver werden, rufen die Polizisten Verstärkung.

Ich denke, es ist plausibel, dass hier die Machtasymmetrie, auf Seiten der Jugendlichen verbunden mit früheren Diskriminierungserfahrungen als Ausländer, die Kommunikation beeinträchtigt hat und den Konflikt eskalieren ließ. Solche Erfahrungen müssen übrigens die Beteiligten nicht selber gemacht haben (vgl. Mecheril 2000). Auf beiden Seiten waren wohl auch Fremdbilder im Spiel, die affektive Reaktionen begünstigten: bei den Jugendlichen ein Bild von deutschen Polizisten, das sie ein übereifriges, ungerechtes Vorgehen gegen Türken erwarten ließ, bei den Beamten das Stereotyp von gewaltbereitentürkischen Jugendlichen. Und eventuell ist auch ein kulturelles Handlungsmuster wirksam gewesen, als die Jugendlichen alle ausstiegen, um Solidarität mit ihrem Freund (arkadas) zu demonstrieren.

In der umfangreichen Literatur über interkulturelle Kommunikation und Kompetenz, die es inzwischen auch in deutscher Sprache gibt, ist eine Tendenz zur einseitig kulturalistischen Betrachtung festzustellen. Das heisst, die speziellen Schwierigkeiten interkultureller Verständigung werden meist allein auf die Differenz der kulturellen Codes zurückgeführt. Das gilt besonders für die angloamerikanische Forschung, aber auch für die psychologische Austauschforschung in Deutschland. Machtasymmetrien und Fremdbilder werden zwar in den Texten von Alexander Thomas, dem namhaften Vertreter dieser Richtung, en passant erwähnt, sind aber nicht eigentlich Thema. Im Fokus der Betrachtung stehen immer die unterschiedlichen "Kulturstandards". Dabei legen viele "critical incidents", mit denen Autoren ihre Annahmen beispielhaft belegen wollen, es nahe, auch andere Faktoren beider Interpretation in Rechnung zu stellen. (Die Schwierigkeit einer kommunikativ überprüfbarer Interpretation ergibt sich übrigens daraus, dass die Situationen oft zu wenig konkret geschildert sind.) Exemplarisch möchte ich ein Fallbeispiel von Triandis/Vassiliou (zit. nach Thomas, in press) heranziehen. Ein US-amerikanischer Manager erteilt seinem griechischen Mitarbeiter einen Auftrag und will wissen, wie viel Zeit dieser dafür veranschlagt. Der Grieche nennt einen Zeitraum, den der Amerikaner für unrealistisch hält, weshalb er eine Verlängerung vorschlägt. Als der vereinbarte Termin fällig wird, ist der Auftrag nicht erledigt. Der Mitarbeiter vertröstet den Vorgesetzten auf morgen, was diesen veranlasst, an die Abmachung zu erinnern. Darauf kündigt der Mitarbeiter. Dieser Konflikt, bei dem vieles offen bleibt, wird mit kulturspezifischen Arbeits- und Kooperationsstilen erklärt, ohne die doppelte Asymmetrie, bedingt durch die betriebliche Hierarchie und das Prestige der USA, zu berücksichtigen.

In der deutschsprachigen Fachdiskussion, der pädagogischen zumindest, wird zunehmend die Mehrdimensionalität interkultureller Kommunikationsprobleme betont (vgl. die Beiträge in Auernheimer 2002 b) und besonders der Machtaspekt hervorgehoben. Aber auch in angloamerikanischen Beiträgen findet man Bemühungen um eine erweiterte Problemsicht, wobei wiederum vor allem Autor(inn)en aus dem Feld von Sozialarbeit und Therapie Sensibilität für Rassismen entwickelt haben (Auernheimer 2002 a).

4. Zu Fremdbildern und Stereotypen

Dass unsere Bilder von anderen unsere Erwartungen und Erwartungserwartungen (Der andere denkt sicher, dass ich...) und damit unsere Aktionen und Reaktionen steuern, ist so plausibel, dass sich breite Ausführungen dazu erübrigen. Wichtig erscheint mir nur der Hinweis darauf, dass unsere Stereotypen und Vorurteile nicht rein individueller Natur sind, sondern sich aus

gesellschaftlichen Diskursen speisen. Die Fremdbildkonstruktionen greifen dabei meist, zum Beispiel beim Islam, auf historisch ältere Diskursstränge zurück (vgl. Said 1981).

Angehörige der "Dominanzkultur" (Rommelspacher) neigen in besonderer Weise zur Stereotypisierung gegenüber Minderheiten, weil die Dominanzkultur über einen - oft tradierten - Fundus an Bildern von den unterlegenen Gruppen verfügt. Der Extremfall sind Rassismen. Kortram/van Onna (1993) meinen aufgrund einer niederländischen Untersuchung feststellen zu können, dass die Verwendung von Stereotypen bei Minderheitenangehörigen - anders als bei den Mehrheitsangehörigen - eher einen individuellen Charakter hat. Auch sie stereotypisieren die Niederländer, schöpfen aber nicht aus einem kulturellen Reservoir. Man könnte das damit erklären, dass Minderheiten geringen oder keinen Einfluss auf die öffentlichen Diskurse haben. Machtasymmetrie und Fremdbildkonstruktionen sind also in einem Zusammenhang zu sehen.

Wir tendieren als Mehrheitsangehörige im Fall von Kommunikationsstörungen stärker zur Ethnisierung, um uns damit von der Verantwortung zu entlasten, wie Äußerungen von Referendar(inn)en in der Untersuchung von Bender-Szymanski (2001) demonstrieren. Die Ethnisierung ist in ihrer Funktion mit der Strategie der Psychologisierung zu vergleichen (dazu Schulz von Thun 1992). Indem ich dem Gesprächspartner gewisse ethnische Eigenheiten oder "Mentalitäten" (z.B. Impulsivität, geringe Rationalität) zuschreibe, kann ich ihn allein für Missverständnisse oder Konflikte verantwortlich machen.

Einer kurzen Betrachtung wert sind die seltsamen Konstellationen, die sich daraus ergeben können, dass die Kommunizierenden oft die Stereotypen der Gegenseite über ihre Eigengruppe kennen oder zu kennen meinen, was sie häufig veranlasst, diese möglichst durch ihr Verhalten zu dementieren. Besonders Intellektuelle und andere Gruppen mit Individualismusneigung möchten nicht gern das ethnische Stereotyp von ihrer Herkunftsgruppe auf sich angewandt haben. Deutsche geben sich oft im Auslandbetont "undeutsch". Kontaktpersonen aus dem türkischen Migrationskontext missachten zum Beispiel, auch wenn ihnen der Schweinebraten nicht schmeckt, traditionelle Speisevorschriften, um ihre Unabhängigkeit von Traditionen zu demonstrieren. Ebenso mag mancher Bayer seine progressiven Ansichten hervorkehren, um das Klischee vom konservativen, gar hinterwäldlerischen Bayern zu negieren. Es kann zu paradoxen Situationen kommen, wenn etwa ein Deutscher sich mit seinem polnischen Kooperationspartner schwer tut, der alles mit "preußischer" Akkuratess angeht, weil er dem Vorurteil von der "polnischen Wirtschaft" begegnen möchte. Solchen Phänomenen verwandt ist die Übergeneralisierung, die im frühen Stadium von Akkulturationsbemühungen entsteht, wo der Lernende nur ein sehr grobes, klischeehaftes Bild von der fremden Kultur hat, sodass sich dann zum Beispiel ein Austauschstudent unbeholfen im amerikanischen way of life versucht.

Das Wissen um die Stereotypen der anderen kann im Gegensatz zur ersten Konstellation je nach Interessenlage und Selbstbild auch dazu führen, dass man das Fremdstereotyp positiv bestärkt. Zum Beispiel kann es für den Tourismus förderlich sein, die "kulturelle Rolle" (Greverus 1978) des Bayern, Tirolers oder Spaniers zu übernehmen und auszuagieren. Bommes (1990) deutet auch die "Selbstethnisierung" mancher Jugendlicher türkischer Herkunft, die mit den staatlichen Kontrollinstanzen in Konflikt kommen, als interessengeleitet. Denn mit Selbstdarstellungen nach dem Motto "Die meisten türkischen Väter sind so" wird auf Nachsicht gerechnet. Nach Bommes machen sich die Jugendlichen das sozialwissenschaftliche Vokabular und die Fremdbilder der Sozialarbeiter zunutze.

5. Über Drehbücher des Alltagslebens

Auch die Behandlung der kulturspezifischen Muster kann knapp ausfallen, weil diese, wie gesagt, in der Literatur ohnehin den breitesten Raum einnimmt. Die Bezeichnungen und Konzepte sind je nach Disziplin und Forschungsansatz verschieden. Neben dem häufig verwendeten Begriff "Codes" findet man in der Austauschpsychologie den Begriff "Kulturstandards". Knapp (2002) spricht einfach von "Konventionen des Kommunizierens".

Aufschlussreich ist das in der Konversationsanalyse verwendete Konzept der "Scripts", zu deutsch "Drehbücher". Zugrunde liegt die Annahme, dass wir nach konventionell vorgegebenen Drehbüchern kommunizieren, die uns in der Regel nicht bewusst sind, weil sie nicht thematisiert werden. Sie brauchen nicht thematisiert zu werden, weil jede(r) sie kennt, aber eben nur jeder, der zur gleichen Kulturgruppe, zum gleichen Milieu, zur selben Institution gehört. Die Scripts bestimmen unsere Normativitätserwartungen. Werden diese nicht erfüllt, kommt es zu Irritationen. Das Konzept der Scripts macht auch verständlich, dass für Fremde, etwa für Einwanderer, das Erlernen des korrekten Kommunikationsstils schwierig ist, weil die Drehbücher teilweise situationsspezifisch sind, was ein Gespür für die jeweiligen Feinheiten oder situativen Spezifika verlangt. Gut nachvollziehbar wird das daran, dass wir alle uns in einer uns fremden Institution oder in einem fremden Milieu unsicher bewegen. Die selbe analytische Funktion wie der Begriff Script hat der Begriff "frame". Gemeint ist die "Rahmung" einer Kommunikationssituation, deren Unkenntnis zu Kommunikationsstörungen führt.

Zieht man die soziologische Kategorie der "Rolle" heran, so wird man auf die vielfach kulturspezifischen Rollenerwartungen aufmerksam. Die Rolle des Lehrers etwa wird in vielen Gesellschaften anders definiert als im heutigen Deutschland (wobei Differenzen zur früheren DDR ein interessanter Untersuchungsgegenstand sein könnten). Gotwos (1981) hat zum Beispiel in der frühen Phase der Arbeitsmigration festgestellt, dass griechische "Gastarbeiterkinder" sich mit der bei uns üblich gewordenen Spezifik von Lehrer- und Schülerrolle schwer taten. Sie bezogen etwa einen Tadel auf die ganze Person. An solchen Beispielen wird deutlich, dass hier Modernisierungsprozesse die Differenz (mit)bedingen. Das gilt wohl auch für das Verständnis von öffentlicher Verwaltung und sozialen Einrichtungen und die damit verbundenen Rollenerwartungen an die Beschäftigten, wobei es da sogar innerhalb Europas Unterschiede geben soll (Schiffauer u.a. o.J.). Geschlechtsspezifische Rollenerwartungen können zu Erwartungsdiskrepanzen führen, wie sie Akgün (1998) an einem Erlebnis als Familienberaterin verdeutlicht, wo ein Klient beharrlich nach dem "Herrn Doktor" fragte und sich zunächst nicht mit ihr zufrieden geben wollte.

6. Machtasymmetrien und Diskriminierungserfahrungen

Sehr viele interkulturelle Beziehungen, wenn nicht die meisten, sind durch Machtasymmetrien, nämlich durch Ungleichheit des rechtlichen und sozialen Status oder Wohlstandsgefälle gekennzeichnet. Ich denke an Beziehungen zwischen In- und Ausländern, zwischen Menschen der sog. Ersten und der Dritten Welt. Minderheiten haben generell meist weniger gesellschaftliche Einflussmöglichkeiten.

Macht lässt sich definieren durch ein Mehr an Ressourcen und damit Handlungsmöglichkeiten aufgrund von sozialem Status, rechtlichem Status, besserer sozialer Netzwerke, von Mehr an Wissen oder besserem Zugang zu Informationen. Macht als "diskursive Macht" impliziert das Privileg zu entscheiden, was Thema sein kann oder darf. In der Kommunikation mit Zuwanderern ergibt sich eine starke Asymmetrie oft schon dann, wenn sie die Sprache nur

unzureichend beherrschen. Wenn man sein Anliegen nicht differenziert genug vortragen oder auch sich selbst nicht angemessen darstellen kann (betr. Die Selbstkundgabeseite), kommt es zu Frustrationen. Eine gewisse Infantilisierung stellt sich ein (Knapp 2002, S.67). Bei vielen für uns relevanten Beziehungen kommt zu der Machtasymmetrie zwischen Deutschem und Ausländer noch die institutionell bedingte Amtsautorität (z.B. des Schulleiters gegenüber Eltern, des Sozialarbeiters gegenüber Klienten).

Statushöhere haben mehrere Privilegien. Ihr erstes Privileg ist, wie gesagt, die Definitions- und Deutungsmacht. Der Überlegene kann implizit den thematischen Rahmen einer Kommunikation bestimmen oder neu bestimmen (Framing und Reframing). Oft ist sich der nachrangige Kommunikationspartner schon aufgrund seines Vorwissens darüber im klaren, was Thema sein kann, was Tabu sein sollte. Der Mächtige definiert die Situation (Kortram/von Onna 1993: "dominante Situationsdefinition") und weist die Rollen zu (Kortram/von Onna 1993: "selektive Rollenzuweisung"). Dergleichen geschieht selbstverständlich nicht explizit sprachlich, sondern meist nonverbal wie viele Beziehungsdefinitionen, oft auch schon vorweg institutionell. Beispiele für die selektive Rollenzuweisung an Mitarbeiter/innen aus dem Migrationskontext findet man in Schulen und sozialen Diensten. Der Sprachwissenschaftler Hinnenkamp (1989) hat in seinen Konversationsanalysen das "Platzzuweisen-Können" als Privileg der Deutschen gegenüber Ausländern entdeckt. Er illustriert dies an einer Gesprächssequenz zwischen einem deutschen Bettler und einem Passanten mit fremdem Akzent. Der bettelnde Deutsche ist kooperativ im Gespräch, bis ihm der Akzent auffällt, womit er auch in den foreigner talk verfällt ("Türkischmann Du?"), der Überlegenheit signalisiert (S.101f.).

Die Mehrheitsangehörigen setzen die Normen und haben das Urteilsmonopol, daher auch die Assimilationsforderung. "So denken wir Niederländer darüber" (Befragte bei Kortram/von Onna 1993). "Die Regeln sind nun mal da und stehen auch überhaupt nicht zur Disposition. Regeln bestimmen den Schulalltag" (Referendar bei Bender-Szymanski 2001, S.85). Ein Lehrer zu einem italienischen Vater, der die Übergangsempfehlung auf die Hauptschule für seine Tochter nicht akzeptieren will: "Ja Herr D., Sie sind, Sie leben in Deutschland, Sie müssen die deutsche System akzeptieren" (aus einem Interview, Dietrich 1997, S.129).- Hier wird übrigens auch deutlich, wie der Lehrer den thematischen Rahmen und die Situation definiert. Entsprechend wehrt sich auch der italienische Vater dagegen: "Ich akzeptiere die deutsche System. Ich kritisiere nur Ihre Verfahren" (ebd.). Aber als Normsetzende unterliegen die Mächtigeren auch keinem oder nur geringem Rechtfertigungszwang.

Statushöhere haben das Vorrecht, auch in die Privatsphäre der anderen einzudringen. So kann sich nach Goffman der Chef zwar beim Fahrstuhlführer im Büro (oder bei seinem Chauffeur) erkundigen, wie es zuhause geht. Umgekehrt wird eine solche Frage von Seiten des Untergebenen als deplaziert eingeschätzt. Überhaupt ist das Fragenstellen eines der Privilegien der Privilegierten. Man vergleiche die bei Ausländern verhasste Frage "Wo kommen Sie denn her?" (vgl. Battaglia 2000). Dazu dann womöglich noch die Einschätzung "Sie sprechen aber gut Deutsch!" die das Urteilsmonopol bestätigt.

Auch folgende Machteffekte sind für interkulturelle Kommunikationsprozesse bedenkenswert: Der Mächtigere bestimmt den Gesprächsverlauf. Er nimmt sich viel eher das Recht, zu unterbrechen und das Gespräch wieder an sich zu ziehen. Er kann Appelle des Gesprächspartners bzw. der Partnerin übergehen. Sein "Appellohr" (Schulz von Thun) ist weniger gespitzt und entwickelt als das des Schwächeren. Er kann sich eher Witze leisten, auch wenn diese harmlos sein mögen. Beispiel aus einem Gespräch, in dem ein ausländischer Arbeiter sich beim Meister per Telefon etwas unbeholfen wegen seiner Krankheit entschuldigt:

Nj "Ja heute wieder ich Arzt gehen, Arzt wieder krank schreiben" M: "Hat dir die Frau einen aufs Auge gegeben?" Nj: "Ja hier das is Augen Frau Doktor" (Hinnenkamp 1993, 77). - Der türkische Arbeiter versteht aufgrund seiner geringen Sprachkompetenz im Deutschen die - eher kumpelhafte - Anspielung des Meisters nicht. Dieser beachtet zu wenig das Gebot der Kooperativität, so dass es dann auch im weiteren Gesprächsverlauf zu Missverständnissen kommt. Der Meister handelt sicher nicht absichtlich, aber unsensibel. Als rassistisch einzustufen ist dagegen die Ironie eines Beamten, der zum Begleiter eines Asylbewerbers, der seine Situation dramatisch schildert ("Ich bin kaputt.") bemerkt: "Sieht doch gut aus. Jetzt hat er richtig Figur" (Hinnenkamp 1993, S.154).

Die Forschung über die Mann-Frau-Kommunikation hat uns auf weitere Vorrechte des Stärkeren in der Kommunikation aufmerksam gemacht: Er kann eine lässige Haltung im Gespräch einnehmen oder durch "Dominanzgebärden" seine dominante Rolle zum Ausdruck bringen (s. Henley 1977, S.185f.). Er bestimmt Nähe und Distanz ebenso wie die Zeit, das heißt, er kann warten lassen, Ungeduld zeigen etc.

Kurz: Die Dominanten können die Beziehung auf vielfältige Weise definieren. Das Zurückweisen und Aushandeln der - meistimpliziten, das heißt stillschweigend vorgenommenen - Beziehungsdefinitionen ist bei Asymmetrie immer erschwert, wenn nicht unmöglich (Schulz von Thun 1992).

Mehrheitsangehörige tendieren zu einseitigen Anpassungsforderungen an die Minderheitenangehörigen. Beispiel: "Ich habe etwas dagegen, mein Leben nach den Normen anderer auszurichten" (Kortram/van Onna 1993, 468). "Man muss sich vorher bewusst machen, was es heißt, in ein anderes Land zu gehen, in dem es andere Normen und Regeln gibt" oder "Sie (die türkischen Eltern, Au.)können sich einfach aus der eigenen Kultur und den eigenen Vorstellungen nicht lösen" (Referendare nach Bender-Szymanski2001, 82).

Wir sind schließlich als Mehrheitsangehörige und als Europäer stets in der Gefahr, gegenüber "Ausländern" und Menschen aus der Dritten Welt eine paternalistische Haltung einzunehmen, sie also zu bevormunden, nicht ernst zu nehmen. Der Paternalismus steht in einer kolonialen Tradition. In der deutschen Geschichte hat er vor allem gegenüber den osteuropäischen Nachbarn eine unselige Rolle gespielt. Der Paternalismus hat zwei Varianten oder auch miteinander verbundene Komponenten: die fürsorgliche Bemutterung und die herablassende Bevormundung.

Die Machtasymmetrie verleitet, wie man sieht, auf Seiten der Überlegenen zu fragwürdigen, teilweise skandalösen Verhaltensweisen, die aber nun bei den Unterlegenen verständlicherweise auch zu problematischen Reaktionen führen oder führen können. Dabei spielen in die aktuelle Kommunikationssituation immer auch zurückliegende Unrechts- oder Diskriminierungserfahrungen des einzelnen oder seiner Gruppe hinein. Es ist nicht verwunderlich, dass Menschen mit Ausländerstatus oder aus Ländern der 3. Welt, in den kommunikationspsychologischen Kategorien von Schulz von Thun formuliert, ein übersensibles "Beziehungsohr" haben. Wenn wir ihre Erfahrungen von Ohnmacht, Unterlegenheit etc. berücksichtigen, dann sind folgende Reaktionstendenzen bei Minderheitenangehörigen oder Vertreter(inne)n von Dritte-Welt-Ländern verständlich:

- ein generalisiertes Misstrauen, das aus eigenen Erfahrungen oder Erfahrungen aus zweiter Hand resultieren kann (z.B. Erfahrungen mit deutschen Behörden),

- Überempfindlichkeit aufgrund von Diskriminierungserfahrungen, die wiederum nicht persönlich gemacht worden sein müssen. Es genügt die Kenntnis der abwertenden Einschätzung der eigenen Gruppe innerhalb der Dominanzkultur.
- Rückzugstendenzen bis hin zur "erlernten Hilflosigkeit" (ein Terminus aus der Psychopathologie), die etwa im Fall der Situation von Asylbewerbern ein subjektiv rationales Verhalten sein kann. Dem kommt nahe, was Banning (1995) in einem Trainingsbuch für Sozialarbeiter/innen die "Sprache der Opfer" nennt. Beispiel: "Wir werden nie für voll genommen" (ebd.).
- schließlich Aggressivität, die nach außen, aber auch nach innen gewendet sein kann. Etwas anderes ist es, wenn der Rassismusbegriff taktisch eingesetzt wird, um Rechtfertigungsdruck zu erzeugen und damit etwas zu erreichen.

Es kann auch zu nonverbalen Formen der Auflehnung oder Verweigerung kommen (s. Henley 1977). Aus der Literatur bekannt sind Widerstandsformen von Machtlosen wie Sich-dummstellen oder eine Überkorrektheit, die Appelle ad absurdum führt nach dem Vorbild der literarischen Figur des Schwejk.

Ein eigener Aspekt sind unbewusste Inszenierungen wie Übertragung und Gegenübertragung, auf die uns die Ethnopsychanalyse aufmerksam macht. Gerade in asymmetrischen Konstellationen werden frühere Erfahrungen mit Machtinstanzen leicht auf die aktuelle Beziehung übertragen, so dass diese durch Misstrauen, Unterwürfigkeit, Aufsässigkeit etc. belastet werden kann.

7. Was heißt interkulturelle Kompetenz?

Das Wissen über fremde Kulturmuster kann nur wenig zur Verbesserung der Kommunikation beitragen, in der Einwanderungsgesellschaft allein schon wegen der Vielfalt der Kontaktkulturen. Trainings, die darauf setzen, begünstigen eher eine Stereotypisierung. Allerdings kann dadurch, dass man sich exemplarisch auf eine fremde Kultur einlässt, die notwendige Offenheit für mögliche Kulturdifferenzen zusammen mit dem Bewusstsein der eigenen Kulturgebundenheit gefördert werden. Neben der Sensibilität für fremde Kulturmuster sind aber vor allem Sensibilität für die Asymmetrie von Beziehungen, Empathie, Aufmerksamkeit für negative Kollektiverfahrungen und die Reflexion der eigenen Fremdbilder gefragt.

Wichtig ist es besonders, die Beziehungen systemisch, m.a.W. in ihrer Komplementarität zu sehen. - Entmündigung begünstigt Unmündigkeit. Umgekehrt fördert die Hilflosigkeit der einen Seite den Paternalismus, die Bevormundung von der anderen Seite. Gerade in interkulturellen Beziehungen muss die Zirkularität der Kommunikationsprozesse gesehen werden. Wenn man nicht berücksichtigt, dass zum Beispiel Diskriminierungserfahrungen problematische Reaktionsweisen nahelegen, wird man voreilig negative Stereotype bestätigt finden. So kommt es zu einem Teufelskreis bzw. zu einer Spirale der Eskalation: zum Beispiel aggressive Reaktion von B - Ethnisierung durch A (typischer Südländer) - Bestätigung der Erfahrungen von B (wir werden nicht ernst genommen) usw. Hier sind auch die gesellschaftlichen Kontextbedingungen zu berücksichtigen, zum Beispiel die rechtlichen Beschränkungen durch das Ausländer- und besonders das Asylrecht, die an sich schon entmündigen.

Literaturangaben

- Akgün, L. (1998): Wo ist der Doktor? Zur Situation der Migranten aus psychologischer Sicht. In: Eine Geschichte der Einwanderung. Fremde Heimat aus der Türkei. Essen, S.249-266.
- Auernheimer, G. (2002): Interkulturelle Kompetenz - ein neues Element pädagogischer Professionalität. In: Auernheimer 2002 b, S.183-205.
- Auernheimer, G. (Hg., 2001): Migration als Herausforderung für pädagogische Institutionen. Interkulturelle Studien Bd.7. Opladen.
- Auernheimer, G. (Hg., 2002 b): Interkulturelle Kompetenz und Professionalität. Interkulturelle Studien Bd.13. Opladen
- Banning, H. (1995): Bessere Kommunikation mit Migranten. Ein Lehr- und Trainingsbuch. Weinheim u. Basel.
- Battaglia, S. (2000): Verhandeln über Identität. Kommunikativer Alltag von Menschen binationaler Abstammung. In: Frieben-Blum, E. u.a.: Wer ist fremd? Opladen, S.183-202.
- Bender-Szymanski, D. (2001): Kulturkonflikt als Chance für Entwicklung? In: Auernheimer, G. u.a. (Hg.), Interkulturalität im Arbeitsfeld Schule. Empirische Untersuchungen über Lehrer und Schüler. Opladen, S.63-97.
- Bommes, M. (1990): "Die meisten türkischen Väter sind so." In: Informationsdienst zur Ausländerarbeit, H. 4, S.33-38.
- Dietrich, I. (1997): Voll integriert? Zuwanderer-Eltern berichten über Erfahrungen ihrer Kinder mit Schule in Deutschland. Baltmannsweiler.
- Gotowos, A. (1981): Was macht die Gastarbeiterkinder zu Ausländern? In: Essinger, H./ Ucar, A. (Hg.), Ausländerkinder im Konflikt. Königstein/Ts., S.72-82.
- Greverus, I.-M. (1978): Kultur und Alltagswelt. Eine Einführung in Fragen der Kulturanthropologie. München.
- Günthner, S. (1989): Interkulturelle Kommunikation und Fremdsprachenunterricht. In: Info Deutsch als Fremdsprache, S.431-447.
- Henley N. M. (1991): Körperstrategien. Geschlecht, Macht und nonverbale Kommunikation. Frankfurt/M.
- Hinnenkamp, V. (1989): Interaktionale Soziolinguistik und Interkulturelle Kommunikation. Gesprächsmanagement zw. Deutschen u. Türken. Tübingen.
- Hinz-Rommel, W. (1994): Interkulturelle Kompetenz. Ein neues Anforderungsprofil für die soziale Arbeit. Münster.
- Knapp, A. (2002): Interkulturelle Kompetenz: eine sprachwissenschaftliche Perspektive. In: Auernheimer 2002 b, S.63-80.
- Kortram, L./van Onna, B. (1993): Selektive Rollenzuweisung in interethnischen Beziehungen am Beispiel der Erwachsenenbildung. In: Zschr. f. Päd., S.465ff.
- Kotthoff, H. (1989): So nah und doch so fern. Deutsch-amerikanische pragmatische Unterschiede im universitären Milieu. In: Info Deutsch als Fremdsprache, S.448-459.
- Mecheril, P. (2000): "Ist ja doch egal, was man macht, man ist trotzdem n' Ausländer" - Formen von Rassismuserfahrungen. In: Buchkremer, H. u.a. (Hg.), Die Familie im Spannungsfeld globaler Mobilität. Opladen, S.119-142.
- Rehbein, J. (1985, Hg.): Interkulturelle Kommunikation. Tübingen.
- Rommelspacher, B. (1995): Dominanzkultur. Texte zur Fremdheit. Berlin.
- Said, E.W. (1981): Orientalismus. Frankfurt/M., Berlin, Wien.
- Schiffauer, W. u.a. (Ed.): Civil Enculturation. Nationstate, School und Ethnic Differences in four European Countries. Projektbericht Univ. Frankfurt/O.
- Schulz von Thun, F. (1992): Miteinander reden. Störungen und Klärungen, Bd.1. Reinbek b. Hamburg.

- Thomas, A. (1996): Psychologie interkulturellen Handelns. Göttingen.
- Thomas, A. (in press): Interkulturelle Kompetenz. Grundlagen, Probleme und Konzepte. (Erscheint in: Erwägen, Wissen, Ethik)

Fussnoten

1. Das Beispiel stammt aus einer Sammlung von critical incidents, die Dr. Heidari zusammengestellt hat.